

## Der Amokläufer

Von John Freemant

Wie die Vorstellung des Sarakri mit Japan eng verknüpft ist, so das Bild des Amokläufers mit Indien, ja, besonders mit Ostindien. Da es nicht möglich ist, Leute dieser Art in den Varietés Europas lebend vorzuführen, so hat nur selten jemand einen wirklichen Amokläufer gesehen. Aber auch auf den heißen Inseln Niederländisch-Indiens laufen sie nicht gerade herum, wie in China etwa die Kulis, vielmehr kann man Jahre in dieser entlegenen Gegend zugebracht haben, ohne einen Amokläufer erlebt zu haben. Ich selbst hatte das peynliche Glück, nachdem ich bereits zwei Jahre lang unter den Palmen Inseln Indiens gewandelt, damals befand ich mich in dem Hain, von der Sonne des Meeresspiegels nicht vergessenen Orte Batu Tullis auf Java. Ich hielt mich in dem Hause des Distriktschreibers, eines holländischen Regierungsbeamten, der dort „Kontrollleur“ genannt wird, auf, und dachte an alles andere eher, als an Amokläufer. Der Ort wirkt wie eine verträumte Märchenlandschaft: ringsum dicht bewaldete Berge, Vulkan. Der Ort selbst, aus hellgrünen und weissen Holzhäusern bestehend, den deutschen Siedlungsstätten vergleichbar. Hier und da ragt eine schlanke Palme hoch hinaus über die mit Weidloch und Bananenblättern bedeckten, luftigen Dungalows. Nur wenige Europäer, ausschließlich Holländer, wohnen hier. Bedeutend größer ist die Zahl der Javanen, die sich hier, am Rande der Kolonie der Welken, angesiedelt haben. Und von hier nahm der Amokläufer seinen Ausgang.

Es war nachmittags gegen zwei Uhr, und die Familie des Kontrollleurs hatte sich gleich mir gerade von der Mähheit der „Kontrollleur“ erhoben, als wir von der Straße her ein schreckliches Geräusch vernahmen. Es waren javanische Leute, und ich erwartete nichts Gutes. Auf die „Voorgalerie“, die vordere Veranda des Hauses elend, bemerkte ich — nicht den vorerwähnten Amokläufer, sondern seine „Sendboten“, nämlich ein Dutzend entsetzter Männer, Frauen und nackter brauner Kinder. Sie rannten wie vom bösen Geist besessen. Heiß lag die Sonne auf dem ungepflasterten, sandigen Wege, der sich zwischen Bambushecken hindurchzog, breit genug, um zwei Gehirte an einander passieren zu lassen. Diese Flüchtlinge schienen Schanz in der Europäerkolonie zu suchen. Was, wie sagte diese braunen Menschen so sehr in Furcht? Der ganze Ort war wie in Aufruhr.

Als sie uns auf der Veranda gewahrten, blieben sie wie gebannt stehen. Die Idee der Kraft, welche diesen Naturhunden bezüglich der Europäer innewohnt, brachte sie offenbar zur Befinnung. „Aha ada?“ — „Was ist los?“ fragte neugierig der etwas beliebte Distriktsverwalter. Ein noch junger Bursche mit blohem Oberkörper und gebattem, bunten weissen Hemd trat näher heran und erwiderte fast ehrfurchtsvoll trotz seiner sichtbaren Verwirrung: „Tuan, die blasan aba orang medidi! — Drüber Herr, ist ein toller Mensch!“

Kaum hatte der Javane das letzte Wort ausgesprochen, als in der Tat ein völlig entseelter Javane, selbst ohne das unheimliche bunte Kopftuch um die Stirn, die schwarzen Haare in wilden Strähnen in das Gesicht fallend, unter gelenden Schreien aus der etwas entfernten Biegung der Straße gleich einem Besessenen daherkam. In seiner Rechten blühte ein Kreis, der etwas gebogene und gekrümmte Dolch der Javanen. Wie ein Sturmwind eilte der Mann daher. Die etwa zwanzig vor dem Hause Versammelten hoben auseinander wie Hühner beim Herannahen eines Autos. Sie schickten in den neben dem Dungalow befindlichen Garten des Kontrollleurs, selbst schreiend und ätzernd am ganzen Körper. Der Tolle stürzte jedoch an dem Hause vorbei, und ich dachte bereits, daß ich ihn nicht wiedersehen würde. Sein Anblick war mir ohnehin unvergesslich geblieben: Der Mund mit den vom Strilanen schwarzen Rabnen war trampfhaft aufgerissen, der Speichel floß heraus, Schreie von entsetzlicher Art, unartikuliert, durchdringend, marterkütternd, entflohen diesem weit geöffneten Mund; die etwas schräg stehenden Augen waren unnatürlich vergrößert und traten hervor. Und wie das Gesicht, so schien auch der Körper von Krampf durchzuckt. Ich glaube, dieser Wahnsinnige sah überhaupt nicht, wer seinen Weg kreuzte, er gewahrte vielleicht, daß ein Hindernis da und dort vorhanden war, und — er stieß zu. Wahrscheinlich ist der Amokläufer ein von Sive und Opium zugleich vergifteter, dessen Ganglion infolge von Entzündung aufgeblüht hat, willenbeherrschend zu sein. Wie dem auch sei, dieser von einem plötzlichen Verfolgungswahn Ergriffene blieb nur kurze Zeit außer Sicht. Der Kontrollleur hatte sich alsbald aufgemacht, um die vertriehenen „Brittanitas“, die Ein-

geborenenpolizei, mobil zu machen, denn ohne das energische Wort des Holländers würden sich diese Schugleute wenig schützend erweisen. Da kam ein wehlagendes Weib daher, gelassen, in ihren Armen ein vielleicht dreijähriges Kind haltend, dessen kleiner kastenbrauner Körper buchstäblich aufgerissen war. Doch bevor sie noch, vor dem Hause stehend, ihre Not klagen konnte, tauchte der Amokläufer bereits wieder auf. Er kam diesmal aus derselben Richtung, in welcher er soeben erst verschwunden. Die Schnelligkeit seines rasenden Laufes war nicht vermindert. Von der Straße war sonst jeder Fußgänger verschwunden. Die hier auf dem breiten Weg versammelten Eingeborenen, bei ihrem Herrn schreiend, hatten nicht mehr Zeit, sich zu verteidigen; der Sturmäufer war im Nu unter ihnen. Ich selbst stand in der Gartenpforte und sah ein mörderisches Blutbad voraus. Da geschah etwas Unerwartetes, der Amokläufer, den zum tödlichen Stoß bereiten Dolch in der wild erhobenen Hand, brach plötzlich wie vom Blitz getroffen zusammen. Sein von tonnenförmigen Auswüchsen durchdrörter Körper lag am Boden. Die Straße war plötzlich menschenleer. Selbst das Weib mit dem getöteten Kleinen war verschwunden. Da trat der Kontrollleur mit drei braunen Poltsisten mit raschen Schritten auf den Plan.

Der Amokläufer Indiens ist vogelfrei. Wer will, kann ihn töten, wie einen toten Hund. Ein Schuß. Der Revolver in der Hand des Beamten tauchte. Der Amokläufer lag, ins Derg getroffen, wo er bereits vom Krampf niedergeworfen worden. Ohne viel Worte ward der leblose Körper durch die Brittanitas fortgetragen.

Batu Tullis hatte eine Sensation mehr und — einen Einwohner, neun sechs Einwohner weniger, denn abgesehen von dem Kind hatte der Besessene sein Weib, seine Tochter und seine beiden Söhne in der eigenen Hütte umgebracht.

## Der schnarrende Teppich

„Hallo, Fräulein, macht denn hier keiner auf?“ Vor dem Hause des Bankdirektors Jernie standen zwei junge Burschen, die sich den Schwanz von der Stirne rieben. Elsa, das Stubenmädchen, kitzelte zur Tür. „Aber ich komme ja schon; was ist denn los?“ — „Wir bringen den Teppich von Haber & Co. — die Rechnung kommt noch.“ Mit einem Seufzer der Erleichterung ließen die beiden ihre offenbar recht schwere Last auf den Boden gleiten. Elsa stand unerschrocken. „Die Herrschaften sind jetzt nicht zu sprechen, die Herrschaften erwarten nämlich Besuch — aber warten Sie mal einen Augenblick...!“ Eilig lief sie die Treppe hinauf. „Die Herrschaften lassen sagen“, rief sie schon von oben herab, „es müsse wohl ein Irrtum...“ Das Mädchen sah sich verächtlich um; na, so eine Frechheit, einfach auf und davon gegangen waren die Kerle, und den Teppich hatten sie hier gelassen. — „Schöne Verleumdung!“ sagte der Hausherr ärgerlich. „Was machen wir nun mit dem

Dina? Fortschaffen können wir den Teppich jetzt nicht, er ist zu schwer. Es hilft nichts, für heute muß er schon hier liegen bleiben.“

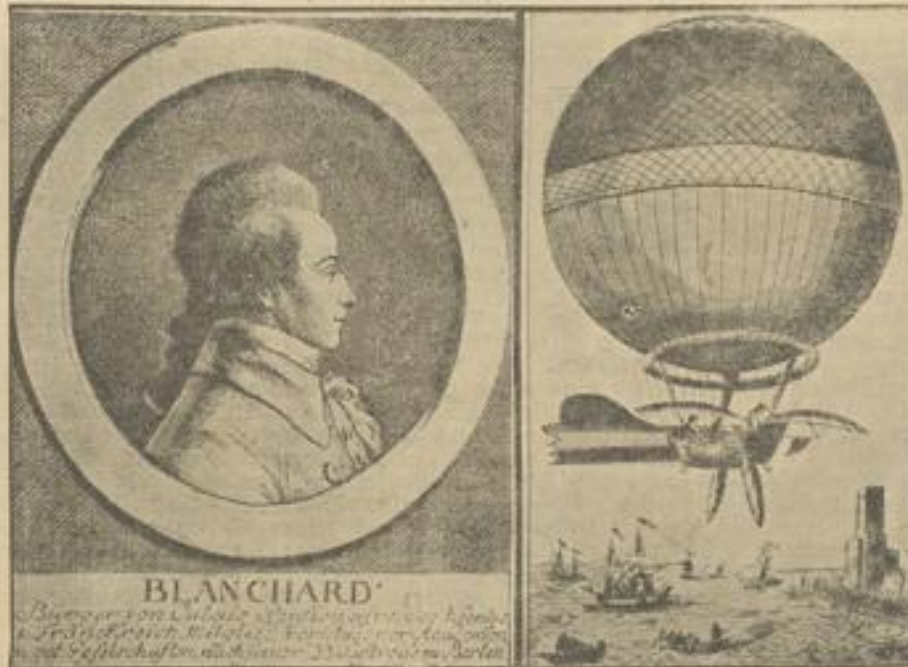
Es war sehr gemütlich an diesem Abend im Hause des Direktors Jernie. Man unterhielt sich angeregt. „Wie ich vorhin draußen sah“, sagte die Geheimrätin, „haben Sie sich auch einen neuen Teppich gekauft, es scheint das gleiche Muster zu sein, wie...“ In diesem Augenblick wurde die Tür heftig aufgerissen. „Herr Direktor“, meldete das Mädchen mit vor Erregung ätzernder Stimme, „der Teppich, Herr Direktor... er knist!“ „Wasas? Ja, was tut er denn?“ „Er schnarret, Herr Direktor!“ Elsa war den Tränen nahe. Die Damen überließ es grüßelig, die Herren aber lachten schallend. Ein schnarrender Teppich? Kommen Sie, das Gespenst müssen wir leben!“

Das eigenartige Phänomen wurde sachverständig begutachtet. Es war nicht zu leugnen, der Teppich schnarrete wirklich beinahe wie ein Sägewerk. „Rollten Sie doch das Ding mal auseinander!“ schlug der Geheimrat vor. Man tat es, und siehe da, das schnarrende „Gespenst“ verstummt jäh, um sich im nächsten Augenblick als ein ansehnliches, lebendiges Männchen zu entpuppen, das höchst verärgert dreinsah.

Es war nicht schwer, den Zusammenhang zu erraten. Der Bursche gestand, daß er von seinen beiden Kumpanen auf diese raffinierte Art ins Haus geschmuggelt war, um ihre gemeinliche „nächtliche Fahrt“ vorzubereiten. Mit der verärgerten Schnarredacht ihres Genossen hatten die feinen Brüder allerdings nicht gerechnet.

## Kleider aus Schlangenhaut

Eine interessante Ausstellung fand kürzlich in London statt, und zwar eine Reptilien-Ausstellung. Hier waren alle Dinge zu sehen, die man aus den urwüchsig als höchst nützlich angesehenen Schlangen, Eidechsen und Krokodilen machen kann. Da gibt es nicht nur Handtaschen und Schuhe aus Reptilienleder, sondern auch Möbelbesätze werden daraus hergestellt, und das allerneueste auf diesem Gebiete sind Schäfte und Kleider. Eva schlüpft in die Schlangenhaut, und sie hat im wahren Sinne des Wortes die Möglichkeit, aus der Haut zu fahren. Für Nachmittags- und Abendkleider benutzt man mit Vorliebe die giftigsten Schlangen der Welt, nämlich die giftigsten schwarzen Ramba aus dem tropischen Afrika, deren Haut so weich und schmelzsaftig ist wie Sammet, so daß sie für Bekleidungswecke besonders geeignet sind. In zahlreichen Teilen der Welt hat man Schlangensamen angelegt, in denen die begehrten Giftschlangen gezüchtet werden. In den Ländern, die am meisten Schlangenhäute liefern, gehört Brasilien. Und da die Schlangen in der Gefangenschaft gut gedeihen, so ist keineswegs zu befürchten, daß die Nachfrage nach ihrer Haut ein Aussterben der Schlangen zur Folge haben wird.



Vor 150 Jahren wurde die erste Luftreise unternommen

Nicolas François Blanchard und der Luftballon, mit dem er 1785 als erster den Vermelhonal überflog. Ein Jahr zuvor, in den ersten Märztagen 1784, glückte ihm die erste Luftreise, nachdem zuvor nur Luftstiege von ganz kurzer Flugzeit ausgeführt worden waren. Blanchard bediente sich auch als erster des Fallschirms.

## Hanni als Reporterin

Ein fröhlicher Roman von Anton Schaub

78) „Sie... dürfen... eben dann nicht einsam sein, Frau Irene!“  
Zum ersten Male nannte er sie bei ihrem Vornamen.  
„Oh, lieber Freund... ich habe keinen großen Kreis um mich. Vielleicht... werden Sie kommen, und mich besuchen!“  
„Ja... ich werde kommen! So gern, Frau Irene!“  
„Und oft, lieber Freund?“  
„Ja, oft! Es hält mich ja nichts in Berlin... mein Beruf... wissen Sie, liebe gnädige Frau, ich glaube, ich bin doch nicht dazu geboren. Ich habe kein Talent dazu, Ehen zu stiften. Und mit meiner Karriere ist es auch aus. Ich komme mir so mühsig vor. Irgend etwas möchte ich ja tun, aber es ist doch schwer. Was nur?“  
„Was war Ihr Herr Vater, Herr Rottger?“  
„Mein alter Herr! Ein kleiner Landwirt in Schlesien. Aber er liebte die Bücher mehr als alles andere und er war kein guter Bauer, so sehr er den Acker, die Heimat liebte, so tief er mit ihr verwurzelt war. Manchmal, da denke ich daran, an die Kinderzeit, als ich mit den Kameraden über die Felder mich tummelte, manchmal will das Pauerntum in mir rebellisch werden, und glauben Sie mir, als ich auf der Höhe des Erfolges stand, da hatte ich die Absicht, mir ein Gut zu kaufen, aber... leider kam es nicht dazu!“  
„Sie waren einst ein hochbezahlter Künstler?“  
„Oh, ja! Ich verdiente ausgezeichnet. Aber... mir gerrann das Geld in den Händen. Solange meine Frau

lebte, da war es gut, die hielt zusammen so gut sie es eben noch vermochte, aber die guten Freunde, ich konnte keinem etwas abschlagen, ich darf immer, und so kam's, daß ich ein armer Mann war, als mich der Tonfilm aus der Karriere schleuderte. Jetzt geht's mir gottlob wieder ausgezeichnet, durch Hanni. Das Mädel hat soviel durch die letzte Tat verdient, und ob ich wollte oder nicht, sie hat mein Bankkonto wieder aufgefüllt. Diesmal wird's mir nicht wieder durch die Finger rinnen.“  
Frau Irene hörte ihm aufmerksam zu.  
„Hängen Sie an Berlin?“  
„Nein, eigentlich nicht. Ich weiß heute, daß man auch in der Stille froh und jung sein kann. Früher habe ich immer gedacht, es muß alles von außen kommen, heute weiß ich, daß nur unser Inneres regiert!“  
„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, lieber Freund!“  
Gesponnt sah er sie an.  
„Kommen Sie mit mir auf Rittergut Verneck und nehmen Sie mir die Last der Verwaltung ab.“  
Ihre Blicke trafen sich.  
Frank senkte den Kopf und sagte leise: „Das... kann ich nicht!“  
Frau Irene zuckte zusammen.  
„Warum vermögen Sie es nicht?“  
Da hob er den Blick und sah sie lang an.  
„Weil ich Sie liebe!“ sagte er leise. „Und wenn ich Tag um Tag um Sie wäre, ich glaube... ich bräuhete es fertig und... machte die... ich... ich würde Sie bitten, meine Frau zu werden. Und dann würde mich ein „Nein“... zu tief treffen!“  
Frau Irene sah ihn mit leuchtenden Augen an. Ihr Herz schlug ratternd. Reigte sich ihr das Glück doch noch zu?  
„Darum hängen Sie um ein Nein?“  
„Frau Irene... ich bin heute ein Nichts, höchstens der

Vater einer berühmten Tochter.“  
„Und wenn dieses Nichts... wie Sie so bitter sagen... mir alles wäre, Frank?“  
Er starrte sie an, als könne er sie nicht begreifen.  
„Irene!“ sagte er leise und innig und sogte ihre Hände.  
„Frank!“ entgegnete sie und blickte ihn mit leuchtenden Augen an. „Wißt du mich... haben?“  
Da lachte er wieder, das jubelnde, freie, unbefümmerte Siegerlachen, mit dem er allezeit das Leben gezwungen hatte, und zog sie an sich. „Ja, ja, ja! Vom ersten Tage an! Jetzt halte ich die kleine Hand und gebe sie nie mehr frei.“  
So verlobten sich zwei Menschen und keiner von dem anderen spürte es. Nur Hanni und Lotte, denen fielen die leuchtenden, glückseligen Augen der beiden auf.  
Hanni sagte leise zu dem Vater: „Papa... ist der Tag auch... der n Glückstag geworden?“  
Frank nickte und drückte ihre Hand. „Ja, Hanni... ich bringe dir bald... bald eine zweite Mutter!“  
Da wurde das Herz des Mädchens ganz weich und still. Eine Mutter! Wie das sang und sang.  
Drei Tage blieben sie auf Gerstenbergs Gut. Das junge Paar war auf die Hochzeitreise gegangen und Javastettenberg wollte sie alle gern länger dabehalten, aber die Arbeit tief.  
Peter mußte wieder an seinen Plog und fuhr mit Lotte und ihrer Mutter nach Berlin zurück.  
Sie wollten noch eine Woche bleiben und in der Zeit alles für Lottes Brautnacht einplanen und alles besprechen. Denn bald sollte die Hochzeit sein.  
Als Peter wieder in der Redaktion der „Post“ eintroff und seine Arbeit aufnahm, da wurde ihm mitgeteilt, daß der Konsul heute zurückgekommen sei.  
(Fortsetzung folgt.)



# Hinter den Kulissen des Versailler Vertrags

Auffehererregende Mitteilungen aus dem französischen Zensurdienst

Im Verlag Scherl ist soeben ein sehr interessantes Buch erschienen, das auf Grund unveröffentlichter Akten der französischen Zensur zusammengestellt wurde. Das Werk enthält in deutscher Uebersetzung die Aufzeichnungen zweier Offiziere der französischen Zensur, aus denen wir aufsehenerregende Mitteilungen über die wahre Situation erfahren, die nach Beendigung des Weltkrieges in Frankreich herrschte.

Es ist vielleicht wenig bekannt, daß Frankreich die Zensur als einziges Land noch weit über Kriegsende hinaus bis in den Herbst 1919 aufrecht erhielt und sie während der Verhandlungen, die der endgültigen Festlegung der Friedensverträge vorangingen, als wichtiges politisches Kampfmittel ausnutzte. Wir erfahren aus den Aufzeichnungen zweier Offiziere, die im französischen Zeitungsüberwachungsdiens standen, daß Frankreich nach Beendigung des Weltkrieges am Rande des Bolschewismus stand. Wir erfahren weiter, daß am 6. Mai in Paris 580 Tote gezählt wurden. Die Zensur wachte streng darüber, daß das französische Volk falsch unterrichtet wurde. Aus zahllosen wirklichen Befehlen und Anweisungen höchster militärischer und politischer Amtsstellen ergibt sich ein ungewöhnlich fesselndes Bild des unterirdischen Kampfes, der damals geführt wurde.

Die Lage in Frankreich war so, daß Deutschland in den Schicksalstagen 1918 und auch in den Monaten bis zur Unterzeichnung des uns aufgezwungenen Diktates genug Möglichkeiten gehabt hätte, um mildere Friedensbedingungen zu erreichen. In Frankreich herrschte damals nichts weniger als Ruhe und Gleichgewicht. Die französische Presse wurde geknebelt und mit allen Mitteln über die drohende bolschewistische Gefahr hinweggetäuscht. Nicht einmal das Wort Sowjet durfte in den Zeitungen gebraucht werden. So lautete eine Anweisung der Regierung: „Soweit irgend möglich, seiht den Ausbruch Arbeiter- und Soldatenrat vermeiden.“ Das französische Volk durfte nicht erfahren, daß am 18. November in offener Kammerführung „Es leben die Sowjets“ gebrüllt wurde. Es durfte nicht erfahren, daß ein gewaltiger Empfang, den die Breiter Sozialisten bei der Ankunft Wilsons vorbereitet hatten, verboten wurde. „Unbedingt jede Meldung anhalten,“ so lautete eine Anweisung an die Zensur, „in der behauptet wird, daß die französischen Truppen sich mit den Bolschewisten verbündet hätten.“ — Nichts darüber, daß 48 Marineoffiziere in Brest eine revolutionäre Massenversammlung einberufen haben und verhaftet worden sind. Nichts über die revolutionären Umtriebe in Paris oder in der Provinz. Keine Anspielung auf Disziplinlosigkeit in den Garnisonen oder Kasernen.“ Ein anderer Befehl lautet: „Dreihundert Marineoffiziere, die von Cherbourg nach Toulon in Marsch gesetzt waren, haben die See im Sturm genommen und die Küsten bedroht. 60 Verhaftungen. Nichts darüber durchschlafen.“

Wie sah es im Lande des strahlenden Siegers aus? Am 21. Januar brach in Paris der Generalstreik aus. Am 19. Febr. wurde auf Clemenceau ein Attentat verübt. Die Unruhen im Lande fliegen, die Streiks in der Metallindustrie wurden immer häufiger. Die gleichen Erscheinungen, die sich während der blutigen Spartakusunruhen in Deutschland zeigten, wiederholten sich auch in Frankreich nicht erlosch. Überall in den Kasernen, Lagern und Bazarbetten kam es zu revolutionären Kundgebungen. Überall Gehorsamsverweigerung, Dienstverweigerung und Angriffe gegen Vorgesetzte. Die Pariser Polizei verlor im Laufe des April nicht weniger als 47 Schutzele und 19 Inspektoren. Die bolschewistischen Zwischenfälle wurden streng geheim gehalten. Das französische Volk durfte davon so wenig als möglich erfahren. Nach außen befand sich alles in schöner Ordnung und in musterghültiger Fucht und Disziplin. Aber das wirkliche Bild war anders.

Wenn Deutschland gewußt hätte, wie stark der Bolschewismus in Frankreich wütete, so wäre vielleicht eine Verhandlungsbasis gewonnen worden, die nicht zu einem so furchtbaren Ergebnis für Deutschland geführt hätte.

## Die Uneinigkeit der Alliierten

Die Uneinigkeit zwischen den Alliierten war außerordentlich groß. Selbst die französischen Führer konnten über entscheidende Fragen nicht einig werden. Zwischen dem französischen Marschall Foch und Clemenceau herrschte eine schwere Misstimmung. In dem Verleibsbuch der französischen Zensurstelle befinden sich folgende Eintragungen: Von von Foch aufgestellten Waffenstillstandsbedingungen nicht durchlassen! — Nicht durchlassen die Proklamation des Marschalls Foch über die territorialen Garantien, die von Deutschland im Friedensvertrag verlangt werden sollen.

Die Haltung der englischen Presse ist für Frankreich teilweise sehr ungünstig. Die Zensurstelle erhält den Auftrag: Keinerlei ironische Ausführungen aus der englischen Presse entnehmen lassen. „Wilson fragt sich schon,“ heißt es in dem Buch, „in welches Wespenneß er da geraten sei. Polen und

die Tschechoslowakei nehmen vor seinen Augen den Charakter von Raubstaaten an. Lloyd George erhebt sich stark gegen die Idee eines polnischen Korridors, der Deutschland in zwei Stücke schneiden soll.“ Die Alliierten werden immer uneiniger. Es werden mühsame Versuche unternommen, die Harmonie nach außen aufrecht zu erhalten. Frankreich löst mit seinen ungeheuren Anknüpfungsplänen auf starken Widerstand. Eine nervöse, überreizte Stimmung ist für die Lage kennzeichnend. Die „Freunde“ sind in Wirklichkeit Feinde, die sich gegenseitig umschleichen und umlauern und hinter einer freundlichen Maske ihr wahres verzerrendes Gesicht verbergen.

## Der Einmarsch in Belgien

Man erfährt aus dem Buch die interessante Tatsache, daß sich französisches Militär auf belgischem Boden befand, ehe noch die Deutschen in Belgien einrückten. Ein französischer Generalstabsoffizier aus der unmittelbaren Umgebung Joffres will eine Aufschreibung über die belgische Frage veröffentlichten. Der Artikel wird beschlagnahmt, weil in dem Aufsatz folgende Bemerkung enthalten ist: „Seit Jahren war es überall in militärischen Kreisen bekannt, daß der erste und zweifelslos entscheidende deutsch-französische Zusammenstoß in den belgischen Ebenen stattfinden werde.“ Bereits im Juli 1914 war in Belgien französisches Militär. Die Zensur erhält die Anweisung: Nichts durchlassen über angebliche Bewegungen bewaffneter französischer Abteilungen Ende Juli 1914.“ Die Erinnerungen von Mitkämpfern, die einigen Blättern zur Verfügung

# Der Walzerkönig Johann Strauß

Mit der Abkehr von der unedelm Negermusik und der Rückkehr zum deutschen Walzer, ist auch die Freude an den unvergänglichen Schöpfungen des größten Walzerkomponisten Johann Strauß wieder lebendig geworden.

Ein Walzer von Strauß! Die Beschwingtheit, die Liebendwürdigkeit, die befehlige Eleganz der Straußschen Walzer ist sprichwörtlich geworden. Der unerlöschliche Fluß originaler Einfälle und veränderter Melodien, die fast überirdische Heiterkeit der Lebenshaltung, die wunderbare Geliebtheit von aller Erdenwärme, der feine, geistvolle Humor, die Ausgelassenheit eines frohlichen und gläubigen Menschenherzens: alle diese Eigenschaften, in denen sich das urwüchsige, wienerische Temperament spiegelt, sind mit dem Namen Johann Strauß für alle Zeiten unlösbar verbunden.

## Der Liebling der Mädchenwelt

Es ist schwer, sich heute davon einen Begriff zu machen, welche Wirkung die Straußschen Melodien auf die zeitgenössische Gesellschaft ausübten. Wo der Meister mit seiner Gaubergeige erschien, wurde er umjubelt, umdrängt, gefeiert. Er war der Liebling der Mädchenwelt. „Sein Name blühte wie ein lieblicher Blumenstrauch in Millionen lebenswärmender Herzen“, schreibt einer seiner zahlreichen Biographen. Und der französische Komponist Verlioz schildert den Eindruck, den er von dem großen österreichischen Komponisten empfing, mit folgenden Worten: „Strauß ist ein Künstler. Man schätzt den Einfluß nicht hoch genug, welchen er auf das musikalische Gefühl ganz Europas dadurch ausgeübt hat, daß er in die Walzer das Zusammenstehen verschiedenartiger Abstammungen einführte. Diese Wirkung ist so prägnant, daß die Tänzer selbst sie schon nachahmen wollten, indem sie den Zweischrittwalzer geschaffen haben, obgleich die Walzer zu diesem Walzer die dreiteilige Taktgliederung beibehalten hat. Der Wiener Redoutensaal hat seinen Namen von den großen Sälen, welche während des Winters häufig dort gegeben werden. Dort gibt sich die Jugend Wiens ihrer Leidenschaft für den Tanz hin, einer warmen und reizenden Leidenschaft, die die Wiener dazu gebracht hat, aus dem Salon eine wirkliche Kunst zu machen, die über der Routine anderer Bälle ebenso hoch steht, wie die Straußschen Walzer über dem Gesindel der Pariser Tanzsäle.“ Verlioz wird während seines Wiener Aufenthalts nicht müde, sich die einschmelzenden Weisen des österreichischen Walzerkönigs anzuhören. „Alles tanzt, muß tanzen, wenn Johann Strauß zu spielen beginnt.“ In den Konzerten, die er mit seinem kleinen Orchester veranstaltet, so schreibt ein zeitgenössischer Schriftsteller, „ist man es lebend; in Almeda, diesem kolossalen aller Substitutionsbälle, hüpfen die aristokratischen Füchsen nach seinen Weisen, und auch wir hatten neulich das Glück, in einer Soirée danach zu tanzen, wobei wir alten Eheleute uns dechtiert verjüngten. Er selbst tanzt übrigens „corps et ame“, während des Spielens, nicht mit den Füßen, aber mit der Geige, die behändig auf- und niedergeht, während der ganze Mensch jeden guten Taktteil

gesteuert wurden, werden verboten, weil sich darin die Sähe finden: „Am 28. Juli haben wir die Grenze überschritten, seit dem 29. Juli lagern wir in Belgien.“ Oder: „Am 30. Juli sind wir fünfzig oder sechzig Kilometer auf belgischem Gebiet im Kreise marschiert.“

Die Zensurbefehle häufen sich: Nichts über die Reutereien in der Schwarze-Meer-Flotte, nichts über die Fälle von Disziplinlosigkeit in der Orientarmee, nichts über die blutigen Streikunruhen in Tunis. Nichts über Kundgebungen der Panischaanten vor dem Palais Bourbon. Nichts über die militärischen Zwischenfälle in Velfort und Chartres, nichts über die militärischen Kundgebungen in Calans und Nancy. Keinerlei pessimistische Gerüchte über den Franzosen. Ein weiterer hochinteressanter Befehl an die Presse lautet: „Es ist gestattet, den Plan einer unabhängigen rheinischen Republik zu besprechen. Berichte über separatistische Reigungen der Bevölkerung sind durchzulassen. Nachrichten über diese Bewegung dort sind in vollem Umfange durchzulassen. Unter keinen Umständen zu lassen, daß das französische Oberkommando mit diesen Vorgängen in Verbindung gebracht wird.“

So sah es in Wirklichkeit in Frankreich aus. Das französische Volk wurde belogen und betrogen. Es mußte felsenfest daran glauben, daß einzig und allein Deutschland am Ausbruch des Weltkrieges die Schuld trage. Es mußte felsenfest daran glauben, daß einzig und allein Deutschland die belgische Neutralität verletzt habe. Es mußte davon überzeugt sein, daß zwischen den Alliierten eine ausgezeichnete harmonische Stimmung herrschte. Es durfte nicht erfahren, daß die Mitteilungen über entsetzliche Grenzverletzungen deutscher Soldaten ein plumper Schwindel waren. So wurde die öffentliche Atmosphäre durch ein raffiniert ausgearbeitetes Verhüllungsdiagramm vergiftet. Auf Grund dieser neuen aufsehenerregenden Mitteilungen aber erhebt sich die Frage, was wäre geschehen, wenn Deutschland im Jahre 1919 nicht unterzeichnet hätte?

## Johann Strauß in Amerika

Die Urteile, die über Johann Strauß gefällt wurden, sind überall die gleichen. Niemand kann sich der mitreißenden Wirkung seiner Musik entziehen. Selbst die bedeutendsten Musiker seiner Zeit blieben in neidloser Bewunderung zu ihm auf. Ein Johannes Brahms, ein Richard Wagner und von aufrichtiger Bewunderung für den genialen Oesterreicher erfüllt. Der neunzehnjährige Richard Wagner findet in Wien einen Boden „originalen, volkstümlicher Produktivität“. Er schreibt vom „wunderlichen Strauß, dem zauberischen Vorgeiger, dem Dämon des Wiener musikalischen Volksgeistes, der beim Beginn eines neuen Walzers erittert wie die Pythia auf dem Dreifuß.“

In den Jahren 1870 bis 1880 durchzieht Johann Strauß in einem beispiellosen Triumphzug die Länder der Erde. Die Hauptstadt der Staaten Massachusetts, Boston, plante zur hundertjährigen Gedenksfeier der Unabhängigkeitserklärung der dreizehn nordamerikanischen Staaten Konzerte von riesenhafte Ausmaßen. Johann Strauß wurde eingeladen: freie Lebensfrist, freie Station für ihn selbst, seine Frau, seine Dienerschaft und im vorhinigen hunderttausend Dollar, die bei der Anglo-Bank in Wien hinterlegt wurden.

Die Fahrt begann an einem Sommertag. „Wie so oft“, so plaudert Ernst Dersch in seiner Strauß-Biographie, „war der ängstlich bedende Neurastheniker der Seetüchtigkeit von allen. Amerika empfing ihn mit einer herrlichen wäntschhaften Orchester: An den Straßenecken Wohlstand laurerten haushohe Aufschlagbilder, worauf er sich als einen König erblickte, der auf der Weltkugel thronend über das Univerium den Taktstock als Szepter schwang. Die Konzerte fanden in einer hölzernen Riesenhalle statt, worin hunderttausend Menschen, die Bevölkerung einer europäischen Stadt, Kopf an Kopf, saß. Sechzig Konstabler schritten ihm und seinem Diener, der die Geige nachtrug, voran, den Weg zum Dirigentenpult wie Schneepflüge bahndend. Frauen küßten seinen Rocksaum, Auto-grabenjäger fielen ihm wie Hummelschwärme an, Ladies belagerten sein Haus, einer schwarzen Locke wegen, und schließlich fürchtete Strauß, der Diener, der schöne Reinfundländer, dem er die Straußschen Originalnoten abschnitt, werde wohl nach Europa zurückkehren.“

## Hundert Unterdirigenten

Nicht weniger als zwanzigtausend Sänger sangen den Donau-Walzer. Um sie nur halbwegs zu beherrschen, mußte Strauß hundert Unterdirigenten aufstellen, die seinen Takt abnahmen und weitergaben. Johann Strauß selbst schilderte das Konzert in seiner Lebenswahrheit, amüsanten Weise: „Aber ich konnte nur die Allerersten erkennen und trotz zahlreicher Proben war an ein Zusammengehen, an Vortrag oder Ausführung nicht zu denken. Eine Abgabe hätte ich mit dem Preis meines Lebens bezahlen müssen. Nun bedeuten Sie meine Lage angefaßt eines Publikums von hunderttausend Amerikanern! Da stand ich auf dem obersten Dirigentenpult — wie wird die Geschichte anfangen, wie wird sie enden? Nüchlich trachtete ich Ratens, ein zarter Bink für uns zwanzigtausend, das Konzert zu beginnen. Ich gebe das Zeichen, meine hundert Unterdirigenten folgen mir so rasch und gut sie können, und nun geht ein Heidenhefekt los, den ich mein Leben nicht vergessen werde. Da wir so ziemlich zur gleichen Zeit angefangen hatten, war meine ganze Aufmerksamkeit nur noch darauf gerichtet, daß wir auch zur gleichen Zeit aufhörten. Gottlob, ich brachte auch das umwege. Es war das Menschenmüllschiff. Die hunderttausendköpfige Aufschreckschiff brüllte Beifall, und ich atmete auf, als ich mich wieder in freier Luft befand und festen Boden unter meinen Füßen fühlte. Am nächsten Tag mußte ich vor einer Armee von Impresarios die Flucht ergreifen, die mir für eine Turnee durch Amerika ein ganzes Kalifornien verschrieben.“

Es hat eine Zeit gegeben, da die herrlichen Straußschen Walzer von einer unedelm und vollstrennen Musik abgelöst zu werden drohten. Es war die Zeit des moralischen Verfalls, die Zeit einer unfruchtlichen Kultur, einer kraftlosen Originalitätlosigkeit. Die Zeit nach dem Weltkrieg hand im Zeichen der Nazunikt. Man hatte wenig Verständnis für die Unwüchlichkeit und den Jander der alten deutschen Tänze. Heute ist endlich auch auf diesem Gebiete ein innerer Umschwung erfolgt. Der Walzer ertrug sich wieder größter Beliebtheit. Mit ihm ist der Name eines Johann Strauß unlösbar verbunden.

## Humor

Drei amerikanische Reisende konnten nicht genug Rühmendes von der Höhe der Wolkenkratzer ihrer Geburtsstadt sagen.

Der Bürger von San Francisco sagte: „Wir waren gewöhnt, Säuerstoffleitungen für die obersten Stockwerke anzulegen, da die Luft dort oben so dünn ist.“

„Unsere Dächer sind mit ewigem Schnee bedeckt!“ berichtete der aus Chicago.

„Ach, das ist noch gar nichts“, bemerkte der Sohn New-Yorks, „bei uns müssen die Geschenke zum Geburtstag schon ein halbes Jahr vorher gekauft werden, damit sie mit dem Kaufung im letzten Stockwerk rechtzeitig ankommen!“



## Vor der Gründung des Dreiecksbundes Rom, Wien, Budapest

Unten: Der Palazzo Venezia in Rom, der Amtssitz Mussolinis. Hier wird ein wichtiger Teil der Beratungen stattfinden.

Ober: Die drei Männer, die in Rom zum Abschluß der Verhandlungen zusammengetreten werden. Von links nach rechts: Der Duce, der ungarische Ministerpräsident Gombos und Oesterreichs Bundeskanzler Dr. Dollfuß.

Am 12. des Monats werden in der italienischen Hauptstadt die Ministerpräsidenten von Italien, Oesterreich u. Ungarn zusammenkommen, um eine neue Mächte-Konstellation im Südosten Europas herbeizuführen. Das geistige und machtpolitische Oberhaupt dieses Bundes wird natürlich Mussolini sein. Es wird von allen beteiligten Mächten betont, daß sich das Abkommen keineswegs gegen Deutschland richte.

